

Zeitschrift: RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen
Herausgeber: Redaktionskollektiv RosaRot
Band: - (2020)
Heft: 59

Artikel: Das Abzeichen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-880977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Abzeichen

Ilvana bekommt von ihrer russlanddeutschen Familie Besuch in Berlin und denkt übers Nah-und-fern-sein sowie Bildungsauf- und umstiege nach – alles zwischen U-Bahn Fahrten, queeren Videogames im Schwulen Museum und Rentierbouletten.

von IV

Es ist Dezember, ich bin erst vor vier Monaten von Stockholm über Kurzaufenthalt in Leipzig nach Berlin gezogen. Natürlich habe ich noch keine Wohnung und lebe aus den zwei Rollkoffern, die ich schon seit fast dreieinhalb Jahren mit mir rumschleppe. Das heisst also: jung, gut ausgebildet, flexibel – ganz à la Generation Maybe. In echt heisst es, dass Memes meine Emotionen besser beschreiben als ich es selber kann, ich nicht weiss, wohin es gehen soll und in einem prekären Arbeitsverhältnis angestellt bin – projektbasiert, was auch sonst. Wer braucht schon ein gutes Einkommen, wenn man sich in seiner Arbeit inhaltlich und politisch verwirklichen kann und bei seinen Freund*innen immer eine Gästematratze findet sowie zehn Quadratmeter Privatsphäre genügen? Hauptsache man macht eine spannende Reise pro Jahr und schafft es, seine Sorgen um die eigene Rente zu verdrängen oder auf Floskeln wie «Wir wissen ja sowieso nicht, ob wir Rente kriegen» zu reduzieren. Mensch kommt klar, das ist nur ein Schritt zu einem ungewissen Nächsten und mit solideren Lebensentwürfen will mensch ehrlich gesagt doch nicht tauschen, die sind nämlich im Freundeskreis verpönt und von der russlanddeutschen Familie erwartet. Da ist die Haltung vorprogrammiert.

Meine Eltern, meine Tante und mein Onkel haben schon Monate im Voraus an dem Infoschalter der Deutschen Bahn in der Stadt, aus deren Nähe ich komme, ein Ticket nach Berlin gebucht – so richtig ausgedruckt und in einem kleinen Deutsche Bahn-Umschlag auf-

bewahrt. Ich werde da fast schon nostalgisch, da ich nur noch mit QR-Code reise und meine BahnCard digital ist. Ich vergesse sie natürlich immer zu kündigen, wenn ich mal weniger mit dem Zug unterwegs bin – zack 60 Euro weg. Meine Familie kommt zu Besuch, um die queere medienhistorische Videogame-Ausstellung RAINBOW ARCADE im Schwulen Museum zu besuchen. So würden sie es nicht sagen, denn eigentlich wollen sie nur sehen, was ihre Tochter und Nichte in Berlin Tolles mit Kunst macht.

Ein kleiner Rückblick zu einer Familienfeier im Sommer

Einer meiner zwölf Onkels hat mich gefragt, wo ich jetzt arbeite, ein schwules Museum, das verstehe er nicht. Nachdem ich, nicht überrascht von der Frage, geduldig erklärte, dass das Schwule Museum anderen – nichtnormativen – Geschichten, die sonst in Museen nicht so oft erzählt werden, Raum gibt, nickt er verständnisvoll. Ich freue mich über die klaren Worte, die ich gefunden habe. Mein Onkel überlegt kurz und sagt mir dann, dass das ja schön sei, aber so Schwule, die so schwul in der Öffentlichkeit tun, dass müsse ja nicht sein, man könne das ja privat machen. Dies ist vermutlich sein Verständnis von Toleranz und einem toleranten Miteinander. Auf einmal muss ich Dinge erklären, die mir schon so selbstverständlich sind wie Zähneputzen. Ich antworte, dass diese heterosexuellen und cis-normativen Pärchen ja auch nicht immer in der Öffentlichkeit so hetig und cis-normativ sein müssen, die nehmen nämlich ganz schön

viel Platz ein und können das ja schliesslich auch zuhause, hinter verschlossenen Türen machen. Nein, das denke ich natürlich nur prompt und ein wenig zu zynisch und atme ein. Ich atme aus, um erneut Luft zu holen: «Also darum geht es ja genau, dass es ja egal ist, wie man liebt und wie man aussieht und sich verhält und das sollte doch jede*r frei so tun können, wie jeder*r möchte.» Mein Onkel nickt stumm und nimmt einen Schluck von seinem Bier. Er scheint in seiner und meiner Aussage keinen Widerspruch zu sehen und ich weiss nicht, was mich mehr ärgert: Entweder, dass er es nicht so sieht wie ich oder halt irgendwie auch so sieht wie ich, nur anders. Ich esse weiter Kuchen und frage zum drölften mal, was er eigentlich genau in der Autofabrik so arbeitet – mich interessiert es wirklich ein bisschen und gleichzeitig gar nicht,

aber wir sitzen uns hier halt jetzt gegenüber und vermutlich geht es ihm ein wenig ähnlich mit mir. Meine Mutter hingegen erzählt stolz rum, dass ich jetzt in einem schwulen Museum arbeite (obwohl zehn Stunden pro Woche vermutlich auch kaum als

«Arbeit» gelten kann...) und bekräftigt: «Ja, es ist schwul.» Nachdem meine Eltern miterlebt haben, wie einer meiner Freunde von seinem Vater nach seiner ersten schwulen Beziehung fast verstoßen wurde, haben sie mitbekommen, wie sich die raue Realität für queere Menschen anfühlen kann.

Ankunft der Familie

Angekommen am Bahnhof hole ich alle in Berlin mit dem Auto ab, das mir meine Eltern für meine ständigen Umzüge ausgeliehen haben. Die Baustellen erlauben es nicht, in der Nähe zu parken und ich stehe irgendwo zwischen Hotels in einer Seitenstrasse, den genauen Standort habe ich meiner Mutter per WhatsApp geschickt. Ich werde angerufen und mir wird zu laut und panisch gesagt, dass sie jetzt irgendwo sind und nicht wissen wo und auch nicht wohin und ich soll doch zu ihnen kommen – eine Information, die mich nicht mehr aus der Ruhe bringt. Einatmen. Ich bitte sie, nochmal auf den Standort zu gucken und entspannt nochmal nachzuschauen, dann können sie mich ja nochmal anrufen. Meine Taktik und

fast schon *Erziehungsmassnahme* funktioniert aber nicht, denn es ist keine Option, mir wird nicht zugehört. Alle Orientierungskompetenzen funktionieren auf einmal nicht in Berlin. Ich will es ihnen schliesslich nicht schwerer machen als nötig, auch wenn ich dadurch leider schon ein wenig genervt werde. Als ich zur Hauptstrasse hinschlendre, sehe ich die Vier bereits, bepackt mit handlichen Rollköfferchen, meiner alten Geige aus der Heimat und Proviant – die Männer tragen alles bis auf die Geige. Meinte Tante bestand darauf, diesen wertvollen Gegenstand persönlich zu tragen. Meine Mutter spricht weiter hektisch ins Telefon, obwohl sie mich schon sieht. Ich werde

umarmt, geknutscht, mit Fragen und Informationen überhäuft. Ich scheuche alle schnell ins Auto, denn ich hab' kein Parkticket gezogen. Meine Eltern erklären mir, dass sie eine praktische Probefahrt beim Kauf des Tickets abonniert haben, sie können ja noch andere Städteausflüge in den nächsten drei Monaten machen. «Sehr praktisch», stimme ich ihnen zu – durchaus.

Im Hotel angekommen werden die Koffer abgegeben. Zum Einchecken sind sie noch zu früh, alle wieder ins Auto und wir gehen jetzt essen. Den Akzent meiner Familie hat die Empfangsdame ohne weiteres rausgehört, denn ihr Vater kommt aus Russland und sie wurde zweisprachig erzogen. Das werden mir meine Eltern am Telefon erzählen, wenn sie am Sonntag wieder zuhause angekommen sind. Mich wird es zwar weniger interessieren, dennoch sollte ich nicht so überrascht sein, dass sie sich jedes Mal freuen, wenn jemand ihre mittlerweile holprig gewordene Muttersprache spricht und ihre Herkunft als etwas Positives erscheint. Ich lasse meinen Vater zum Restaurant fahren, denn Autofahren macht mich fast immer nervös. Schwups, ich wechsle von der Erwachsenen zum Kind, zur Nichte und mal wieder zurück, so wird sich das den ganzen Tag durchtauschen, bis ich am Abend wieder in mein Bett in meiner Zwischenmiet-WG falle.

Nicht-Bio-Bier im veganen Restaurant

In dem veganen hippen Laden setzen wir uns an den hellblauen Tisch, «food to glow» heisst es gross am Eingang. Was auch immer das bedeuten mag, ich finde es klingt eher toxisch als gesund. Meine Tante und meine Mutter sind begeistert, es gibt hochwertigen grünen Tee (keine Beutel!) und gesunde Salate, es ist mit frischen Blumen dekoriert und alle Menschen um uns sind schön und jung. Die Bedienung kann kaum Deutsch und entschuldigt sich dafür, bringt uns die Karten und ich rede mit ihr kurz auf Englisch. Meine Tante ist begeistert, mein Englisch zu hören, versucht es nachzumachen und nuschelt irgendwas in ihrem ausgedachten Englisch – ich glaube, alle ihre ausgedachten Sprachen würden gleich klingen, ohne es natürlich bös zu meinen. Meine Mutter hat den verständnisvollsten

Blick und erklärt dem jungen Mann langsam und deutlich in eigentlich akzentfreiem Deutsch, dass das kein Problem sei, wenn er kein Deutsch könne. «Wir verstündigen uns schon irgendwie», bekräftigt sie enthusiastisch. Vermutlich hätte sie das damals gerne öfter selber gehört, als sie als Jugendliche nach Deutschland kam. Ich werde immer leicht sentimental in solchen Momenten, empfinde einen kurzen Schmerz, der nicht meiner ist. Verbittert war meine Mutter über unfreundliche Gesten nicht so wirklich, eher traurig. Ich selbst habe viel mehr Wut und Kummer bei ihren Erzählungen empfunden als sie dabei augenscheinlich vermittelt hat. Ich lächle mit zusammengepressten Lippen über das Englisch-Kompliment meiner Tante und über die liebevolle Art meiner Mutter. Zu Schulzeiten hatte ich mich geschämt, da meine Mitschüler*innen besser in Englisch waren als ich, meine Tante holt mich auf den Boden der Tatsachen zurück: Ich spreche Englisch und das ist toll. Zufriedenheit ist auf einmal mühelos, das tut gut.

Mein Vater und mein Onkel schweigen, als sie das Menü lesen, mein Onkel legt es zügig weg und meine Mutter, meine Tante und ich diskutieren darüber, was wir gerne essen

wollen. Als ich meinen Vater frage, was er möchte, schüttelt er den Kopf: «Ich weiss nicht, was das ist.» Er meint nichts Spezielles, sondern einfach alles. Paleo, Tahini, Bowls, Dal – alles Fremdwörter, ich kann es so verstehen. Der Kellner fragt uns nach der Bestellung, meine Tante und meine Mama wissen genau, was sie wollen, ich übersetze simultan dem Kellner, dass mein Vater sich noch nicht entscheiden kann, er empfiehlt ihm den *Pauls Patty*, mein Vater stimmt resigniert und ratlos zu. Mein Onkel, der die ganze Zeit geschwiegen hat, bestellt ein Bier – und nur ein Bier – und fügt hinzu, dass es bitte kein Bio-Bier sein solle. Ich muss grinsen, da wir den Laden beide auf einer bestimmten Ebene lesen können und weil der überaus nette Kellner es sprachlich nicht verstanden hat und so höflich dabei ist und sich ohne weitere Nachfrage ein Bier notiert.

Der Bio-Hype ist längst in den kleineren Städten angekommen, da kann man sich schon mal über die Grossstädter*innen lustig machen, die fast schon Angst zu haben scheinen vor Nicht-bio-Dingen.

Während wir warten, bekomme ich Komplimente für meine tolle Kleidung. «So individuell!», meine Tante fährt den auf einmal kostbar anmutenden Stickereien auf meiner alten secondhand Jacke mit ihrem Finger nach. Bei der letzten Familienfeier wurde mein Hosenrock als *omamässig* eingesortiert, mein Kopfbedeckung als *exotisch* und meine Achselhaare als *interessant* – individuell halt, für mich normal und nicht so wirklich wert, hervorgehoben zu werden, denn so schwimme ich eigentlich unsichtbar im Strom der Szene mit. Trotzdem hatte ich bei der letzten Geburtstagsfeier meiner Freundin in der alten Heimat mit all ihren Mädels mich nicht getraut, meine kurzen Hosen anzuziehen, da ich sicherlich die einzige mit Beinhaaren gewesen wäre. Ich hatte es weniger für mich als für sie gemacht, da ich Angst hatte, ihr könnte es irgendwie peinlich sein. *Normal sein* ist dann doch einfacher in der gewohnten Umgebung – ein wenig bitter.

Wir unterhalten uns über die Familie, meine Arbeit und den weiteren Plan für heute. Meiner Mutter und mir schmeckt die Kürbissuppe gut, ein wenig zu scharf ist sie für sie, ich merke das gar nicht. Meine Tante zwingt alle, ihren Salat mit den Süßkartoffelnudeln zu probieren und scheint bei jedem Bissen dahinzuschmelzen. Sie weiss es, die Grossstadt für eine kurze Zeit zu geniessen. Während sie die kulinarische Neuentdeckung auskostet, fragt mein Vater mich leise, ob ich mal probieren möchte, also vom Burger, ich könnte auch gerne viel von der Mitte abbeissen. Er quetscht extra viel vom *Pauls Patty* raus. Ich frag ihn, ob er es nicht möge und er schüttelt still den Kopf. Ich nehme einen grossen Bissen Seitan und verstehe geschmacklich nicht, warum er das nicht essen kann, dafür aber Sülze oder Nutella mit Käse und wünsche mir ein wenig zu sehr, dass er begeistert wäre. Wenigstens teilen wir unser gegenseitiges Unverständnis füreinander.

Zwischen Bondage-Lasern und Schaben-Vulven

Nachdem mein Onkel den Rest Nudeln meiner Tante aufgegessen hat, brechen wir auf ins Museum. Ich hatte meinen Eltern im Familienchat und meiner Tante bei WhatsApp geschrieben, dass sie ja die Begriffe «queer» und «LGBTQIA+» googeln können, dann verstehen sie das Museum eventuell ein wenig besser. Mein kleiner Versuch diese krassen Barrieren, die sprachlich einfach existieren, schon ein wenig abzubauen. Wir schliessen unsere Jacken ein, es ist voll und viele Besucher*innen sind vor Ort an der Dyke Bar. Ich beobachte meinen Vater und meinen Onkel, wie sie ihre Jacken einschliessen. Neben ihnen steht ein junges Paar, die Männer schauen sich liebevoll an und berühren sich zärtlich. Ich meine fast zu spüren, wie die beiden nicht nur ihre gleich anmutenden Funktionsjacken, sondern auch ein bisschen ihrer zerbrechlichen Männlichkeit abgeben.

Wir stehen im ersten grossen Bereich der insgesamt fünf Ausstellungen in dem klei-

nen Haus. Vor einer grossen Wand mit den verschiedenen Strafen in unterschiedlichen Ländern für homosexuelle Menschen bleiben wir stehen und lesen sie gemeinsam: «Maledieven: 10 Jahre Haft», «Iran: Todesstrafe für Männer, 100 Peitschenhiebe für Frauen», «Russland: 1 Monat bis 2 Jahre nur Männer». Meine Mutter sagt, dass es sowas in der Sowjetunion früher bei ihnen im Dorf nicht gab, also Schwule, meint sie. Als ich nach Lesben frage, sagt sie: «Naja, ja, sowas auch nicht.» Ich kann mir vorstellen, was sie meint, bin mir aber sicher, dass es sehr wahrscheinlich auch bei ihnen im Dorf queere Menschen gab. Ich schicke kurz Gedanken an diese hinaus.

Alle tasten sich selbstständig und individuell durch die Ausstellung und lesen ziemlich konzentriert die verschiedenen kleinen Tafeln. Meine Mutter ist begeistert von Mahide Lein, eine lesbische Aktivistin. Sie erzählt mir, wie sie vorher schon bei YouTube was über sie gesehen hatte und fragt, ob ihr das Museum gehöre? Ich verneine und gehe aber nicht weiter darauf ein. Nachdem ich ihr einen Link zu einem Video der Ausstellung per E-mail (bei uns in der Familie auch liebevollerweise «Emil» genannt) zugeschickt hatte, hat sie auf dem iPad einen Clip nach dem Nächsten geguckt.

Die Autoplay-Funktion hat sie glauben lassen, dass alle Videos vom Schwulen Museum seien, dabei kam sie automatisch auf irgendein anderes über Asexualität und erklärt mir kurz, dass es Leute gibt, die sich gar nicht wirklich für Sex

interessieren. Ich bin ein wenig über das Wissen erstaunt und begeistert zugleich, füge aber noch hinzu, dass das alles ein Spektrum sei, also manche gar keinen Sex wollen, manche nur nicht mit bestimmten Leuten und dass Asexualität für jede Person anders sein kann. Ich alte Klugscheisserin. Meine Mutter hört mir aber begeistert zu und schaut sich nebenbei Bilder von einer Pride in den 90ern an. Ich wünsche mir später im Alter auch neugierig und offen zu sein und hoffentlich nicht mehr so altklug.

Wir gehen weiter in den Raum, wo es um eine Ausstellung über *Others, Hexen und Aliens* geht, natürlich aus einer queer-feministischen Perspektive. Ich halte einen Hocker für meine Tante fest, damit sie auf ihn steigen kann, um so ihr Gesicht in ein filziges Loch durch eine kleine Wand zu stecken. Ihr Kopf wird so auf der anderen Seite Teil einer grossen aufgemalten Schaben-Vulva oder so etwas ähnlichen. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ihr Kopf eventuell die Klitoris war.

Ich versuche, mir diesen Moment als Erinnerung zu speichern, um in traurigen Situationen an ihn zu denken. Bei meiner Erklärung zu dem Kunstwerk kann ich mir selber kaum abnehmen, was ich da erzähle und es hört sich einfach nur extrem absurd an.

Nun gehen wir endlich den langen Korridor entlang, um zu der Ausstellung zu kommen, bei der ich mitgearbeitet habe. «Toll, schön bunt, das habt ihr alles alleine gebaut?» - «Ne, das war ein Aufbau Team...» - «Aber was hast du dann gemacht?» - «Also so die Labels, also diese kleinen Bildunterschriften und ich hab halt alles dahinter mitorganisiert...» Ich schaffe es leider nicht, diese ganzen kleinen verschiedenen Tätigkeiten, für die ich verantwortlich war, zusammenzufassen, sodass mein Anteil an der Arbeit für meine Familie ein wenig unklar und unsichtbar bleibt. Das ist aber auch egal, denn meine Tante spielt zum ersten Mal in ihrem Leben ein Videospiel und zwar *Lesbian Spider Queens on Mars* - ein Spiel im Retro Arcade Style. Es geht um den Harem der lesbischen Spinnenkönigin, der sich befreit hat und nun mit Bondage-Lasern eingefangen werden muss. Sie tippelt auf den Zehen und ist schon im zweiten Level und hat das Spiel sofort verstanden. Ich bin schon wieder beeindruckt und merke, dass ich meiner Familie ruhig mal mehr zutrauen könnte.

Meine Mutter und sie machen sich auf zu den Joystick Dildos in der Spielstation im 18+ Teil. Die Dildos werden von ihren kleinen Händen fest umschlossen um *Genital Jousting* zu spielen. Ein Spiel, in dem lustig animierte kleine bunte Pimmel gegeneinander antreten, um sich so schnell wie möglich durch ein Feld von

Kakteen zu navigieren, ohne die stachligen Dinger zu berühren und dann mitzuschleifen. Die zwei sind schon im vierten *Minigame*, ich sage meinem Vater, er solle die beiden doch mal filmen und mir das Video nachher schicken, da ich mein Handy nicht mithabe. Er filmt also meine Tante und meine Mutter ohne Weiteres dabei, wie sie sich bei jedem Glitsch- und Ejakulationsgeräusch schlappachen und sichtlich bemüht sind, die jeweils andere abzuhangen. Meine Tante bleibt mit ihrem Pimmel beim Autowaschspiel in einer Ecke hängen, da ihre Eier sie nicht durchlassen, obwohl sie mit vollem Körpereinsatz den Joystick hin und her wackelt.

Mein Onkel steht stumm daneben und sieht zu, wie mein Vater sie ohne Worte filmt. Ich finde alles brüllend komisch und komme auf jeden Fall auf meine Kosten.

Wir kommen fast zum Ende der Ausstellung und ich zeige kurz meiner Familie, dass da mein Name in den Credits der Ausstellung steht und ein Bild von mir als Pixelfigur an der Wand ist, da der *Artistic Director* unser Team grafisch dargestellt hat, ein sichtbarer Beleg für meine Mitarbeit. Während ich den anderen das queere Dating-Spiel von Amerikaner*innen asiatischer Herkunft zeige und nebenbei auf das Kartenspiel, in dem es um konsensualen Aliensex geht verweise, sehe ich aus dem Augenwinkel, dass mein Vater Fotos in der Ausstellung macht. Er schiesst ein Bild von meinem Namen in den Credits und ein zweites von mir als Pixelfigur. Ich lese es als seine Art und Weise stolz zu sein. Jetzt hat er die beiden Bilder gemeinsam mit dem Dildovideo auf seinem Handy als Andenken an diese Ausstellung. Ich kapituliere innerlich ein wenig, denn ich hab's anscheinend nicht geschafft, meinen Vater in der Ausstellung für irgend etwas anderes zu begeistern. Insgesamt bin ich aber dann doch eher gerührt, da er stolz ist auf das, was geleistet wurde, obwohl ihm die Leistung an sich sichtlich unbedeutend ist oder gar unverständlich bleibt. *True and bedingungslose love and so.*

In der U-Bahn Richtung Pankow

Langsam werde ich müde und die Truppe kann auch nicht weiter konzentriert zuhören und an sich haben wir alles gesehen. Wir ziehen uns an und spazieren zur U-Bahn Haltestelle, vorbei am Strassenstrich und ein wenig weiter geradeaus. In der U-Bahn Station ziehe ich meiner Familie Tickets und wir fahren Richtung Norden zum Weihnachtsmarkt in der Kulturbrauerei. Im Voraus hatte mir meine Mutter schon geschrieben, ob wir auf einen Weihnachtsmarkt gehen können. Das hatte mich mehr Rechercheaufwand gekostet, als etwas über die aktuelle politische Lage in Was-weiss-ich-wo herauszufinden. Wenn mich etwas nicht interessiert, so wie Weihnachtsmärkte, können solche kleinen Bitten bei mir zu ziemlichem Stress werden. Ausserdem hatte ich mal einen richtigen Scheissjob für einen Monat auf einem Weihnachtsmarkt. Meine Nachbarin, die schrecklich geschmacklose Tonarbeiten verkaufte, hat meinen Namen ständig falsch ausgesprochen - Ilvana -, sodass ich sie irgendwann einfach nicht mehr korrigiert habe. Als ihr Mann zu Besuch kam, musste ich mich dann mit dem falschen Namen vorstellen, da es zu unangenehm gewesen wäre, ihr deutlich zu machen, dass sie mich den halben Monat lang falsch genannt hatte...

Mein Vater besteht darauf, die fünfzehn Haltestellen zu stehen, obwohl direkt neben mir ein Platz frei ist. «Mein Rücken», sagte er und ich wusste, dass sitzen da

nicht hilft. Mein Vater hat als Jugendlicher schon beim Hausbau arbeiten müssen, das verdiente Geld ging bis zu seiner Hochzeit selbstredend an seine Eltern. Die anschliessende Überkopf-Arbeit am Band hat seinen Rücken weiterhin belastet. Die drei Schichten und die nicht gedämpften Arbeitsschuhe taten natürlich ihr Weiteres. Ich fühle mich schuldig dafür und ausserdem auch dafür, dass ich froh bin, nicht mehr zuhause zu wohnen und zu sehen, wenn er vor Schmerz zuckt oder für kurze Momente versteift. Die sieben Jahre Studium wurden unter anderem durch seine Arbeit finanziell unterstützt, Geigenunterricht in der Schulzeit wurde ermög-

licht und die Plateau-Buffalos als Teenager nach langem bitteln bezahlt sowie die zwei obligatorischen Urlaube im Jahr. Natürlich hat er das nicht alles nur für uns oder seine Mädels getan, sondern auch für sich, dennoch hab ich das Gefühl, dass mein Glück und meine Privilegien in direkter Korrelation zu seinen Rückenbeschwerden stehen. Er würde das natürlich absurd finden und nicht wollen, dass ich so etwas denke, für mich ist es jedoch eine unbestreitbare Gleichung, die ich nie ansatzweise wieder ausgleichen kann. Ich schaue rüber zu meiner Tante, meiner Mutter und meinem Onkel. Vor den U-Bahn-Fenstern mit dem grafischen Fehler der Brandenburger Tor-Sticker könnte man fast meinen, sie gehören zum alltäglichen Bahnpublikum.

Leider stellt sich der Markt als ziemlich überlaufen heraus. Wir kommen zu einer Zeit, in der Leute mit ihren Kindern und den Kinderwagen noch unterwegs sind und gleichzeitig die ersten Arbeitskolleg*innengruppen nach dem Feierabend die Glühweinstände aufsuchen und einfach alles laut und voll ist. Meine Tante läuft schnurstracks zu einem norwegischen Grillstand und kommt mit zwei Rentierbouletten zurück und sagt mit einem breiten Lächeln: «Für die Männer». Ehe man sich's versieht, hält mein Papa den Fleischklumpen in der Hand und sagt kleinlaut: «Ich hab aber gar keinen Hunger», und beisst dann trotzdem ab. Ich denke in dem Moment über

Männlichkeitskonstruktionen durch Fleischkonsum nach und an den siebenspiessigen selbstroulierenden Schaschlikspiessgrill, den ich letztes Jahr meinem Papa geholfen habe, über eBay Kleinanzeigen zu bestellen. Ein Spätaussiedler

hatte sie online angeboten und aus gutem Material selbst zusammengeschweisst. «Für die Familie», hatte mein Papa gesagt und ich wusste, wie sehr er sich darauf freute, bei Feiern im Garten mit dem Grill alle mit Schaschlik zu versorgen.

Mein Onkel fragt mich, nachdem er seinen Fleischklops fix verschlungen hat, ob ich Glühwein will und ich sage aus Prinzip ja. Zum einen,

Ehe man sich's versieht, hält mein Papa den Fleischklumpen in der Hand und sagt kleinlaut: «Ich hab aber gar keinen Hunger», und beisst dann trotzdem ab.

da meine Mutter und meine Tante sich einen Kinderpunsch teilen und ich mich abgrenzen will, zum anderen, weil ich gern ein wenig betrunknen wäre und ausserdem auch noch, weil ich an diesen Männlichkeitsriten teilhaben will. Vermutlich hat mein Onkel mich nur so gefragt und es wäre ihm egal, wie ich mich entscheide. Doch ich habe es perfektioniert, aus jeder kleinen Geste ein politisches Statement in meinem Kopf zu konstruieren. Innerhalb meiner Familie versuche ich so oft wie möglich extra das Gegenteil davon zu machen, was ich meine, von meinem Gegenüber zu

erwarten. Ob sich dadurch jetzt die Realität verändert, ist mir selber fraglich, aber so mach ich das halt jetzt schon ziemlich oft und nehme einen grossen Schluck vom Glühwein, der sich schnell warm in meinen Beinen anfühlt und dort ein leichtes Kribbeln hinterlässt.

Bildung, Freiheit, Anstecknadel

Als wir im Hotel angekommen sind und von der netten zweisprachigen Dame erneut begrüßt werden, gehen wir hoch in die Zimmer. Meine Familie hat noch Kram für mich und sie wollen auch, dass ich mal die schönen und gemütlichen Hotelzimmer sehe. Meine Tante hat ausserdem ein Geschenk für mich und gibt mir oben angekommen eine kleine Papierschatulle und ein eingerolltes laminiertes Blatt. Ich öffne die Schatulle und sehe eine türkisene rautenförmige Anstecknadel. An der unteren Spitze sitzt ein offenes goldenes Buch, oben drüber ist ein goldener Blätterkranz in dessen Mitte Sichel und Hammer sich über einer Weltkugel kreuzen. Ich kann sie nicht wirklich zuordnen, finde sie aber sehr hübsch. Ich rolle das Papier auf und meine Tante bittet mich laut vorzulesen:

«Dieses Abzeichen bedeutet eine Zugehörigkeit zu einer Bildungsschicht (Hochschulabschluss) in der ehemaligen Sowjetunion. Ich bekam es nach meinem Hochschulabschluss im Jahre 1976 zusammen mit dem Diplom. Es konnte am Kragen eines Anzuges während der Arbeitszeit getragen werden. Das wollte ich nicht, aber es war trotzdem wie eine Trophäe für mich. Durch diesen Abschluss und den damit verbundenen guten Berufschan-

cen, hatte ich einen anderen Status in der damaligen Sowjetgesellschaft als meine, durch den Krieg vertriebene und politisch verfolgten Eltern.

Ich habe selbst als Kind ganze fünf Jahre meines Lebens mit den Eltern in einem Internierungslager verbracht. Die Entbehrungen und Freiheitsberaubung, sowie politische Verfolgung meiner Eltern ist ein Teil meiner Biographie. Mit ihren acht Kindern, geprägt durch Krieg und Existenzangst, hatten meine Eltern nur eine Vision - «Bildung und Freiheit für ihre Kinder».

Dieser Satz wurde zum Glaubenssatz der Familie. Bildung ermöglichte mir sozialen Aufstieg mit viel Wertschätzung im Beruf. Sie förderte meine kritisch reflektierte Wahrnehmung und schaffte ein Bewusstsein auch politisch eine Position zu beziehen. 1982 konnte ich das Land, das meine Eltern verachtet hat, mir aber eine Chance gab, das Privileg der «Andersdenkenden» zu erwerben, mit gemischten Gefühlen verlassen. Eiserner Vorhang hinter mir, Freiheit vor mir!

Nach der Ankunft im Westen stellte ich schnell fest, einer stigmatisierenden Gruppe «Aussiedler» anzugehören. So wurde der Glaubenssatz meiner Eltern «Bildung und Freiheit» plötzlich wieder aufs Neue fokussiert. Die Intuition, das Fremde und Neue, das Unbekannte mit der mitgebrachten Erfahrung zu verbinden, ergriff mich. Viele Chancen kamen mir entgegen: Eine neue Berufsausbildung, ein Studium und unzählige Weiterbildungen, die meinen Wissensdrang nie ausfüllen konnten. Ich ergriff immer wieder aufs Neue meine Initiative, um der Stigmatisierung zu entkommen. Auch hier ermöglichte mir der soziale Aufstieg Teilhabe, Autonomie, Unabhängigkeit und Wohlbefinden. Er förderte auch mein Bewusstsein über die eigenen Privilegien.

Ein Abzeichen gab es dafür nicht. Das gab ich mir selbst in Gedanken.

Mit 67 Jahren sage ich: «Die Bildung ist nie mit einem Abzeichen abgeschlossen. Die Bildung ermöglicht Integration, sozialen Aufstieg und Teilhabe! Sie macht einen frei! Bildung ist eine Reise, die für mich nie aufhören wird, solange ich lebe.»

L.W. 2018»

Ich schlucke, da ich einen trockenen Hals vom Lesen habe. Meinte Tante steckt mir das Abzeichen in dem kleinen Hotelzimmer, in dem meine Mutter und sie mit mir auf dem Bett sitzen, an. Mein Onkel steht im Flur und mein Vater sitzt auf dem Stuhl. Ich habe mein stolzes Publikum um mich, um die Auszeichnung entgegenzunehmen. Sie rollt die Scheibe vom Gewinde des Ansteckers und steckt sie durch meinen dicken secondhand Pullover. Die Stickereien darauf sind in einem Rautenmuster angeordnet und passen viel zu perfekt zu meiner neuen Anstecknadel, als hätte ich mich vorbereitet. Die kalte Emaille beißt sich mit dem füsseligen Material meines Pullovers. Ich bedanke mich, nehme den Text meiner Tante wie ein Diplom gemeinsam mit dem bunten Tütchen voll Essen an.

Das waren die Zeremonie und die Wertschätzung, die mir nach meinen Uniabschlüssen fehlte. Ich weiss noch, wie ich nach meiner letzten mündlichen Masterprüfung in Schweden in die Bahn stieg und mich nicht anders gefühlt hatte als zuvor und daher weinen musste. Ich weinte die ganze Strecke von der Uni bis zum Park und den Weg durch den Park zu meiner Freundin. Ich weinte, ohne mich zu schämen und war wütend und verletzt. Ich hatte die Arbeiter*innenklasse oder Schicht sozusagen amtlich gewechselt und der Wachstumsschmerz machte sich breit, der Aufstieg war entzaubert, anstrengend und anscheinend unsichtbar und keine Glückwünsche meiner Freund*innen reichten aus, meiner damals nicht zuzuordnenden Unzufriedenheit gerecht zu werden. Durch die Geschichte meiner Tante kann ich meine jetzt besser verstehen.

*Ich hatte die Arbeiter*innenklasse oder Schicht sozusagen amtlich gewechselt und der Wachstumsschmerz machte sich breit, der Aufstieg war entzaubert, anstrengend und anscheinend unsichtbar.*

Das Credo «Bildung und Freiheit für ihre Kinder» wurde eigentlich nach der dritten Generation endlich erreicht, ich war der lebende Beweis und ich fühlte nur Frustration und Härte. Anders als meine Tante habe ich es in diesem Moment nicht geschafft, mir selber ein Abzeichen in Gedanken zu geben, sondern forderte es unangemessenerweise

von irgendeinem Aussen. Der bedingungslose Stolz meiner Familie reichte nie aus und meinen eigenen hatte ich nie festhalten können. Dafür hat es meine Tante geschafft, mir in diesem belanglosen Hotelzimmer eine so wertvolle Auszeichnung zu verleihen: Eine generationsübergreifende Anerkennung der gemeinsamen Leistungen, nach der ich mich sichtbar so stark gesehnt hatte. Mit der Auszeichnung teilte sie auch mit mir das Wissen, dass kein Abzeichen, Diplom oder Doktortitel notwendig ist, wenn man sich selber öfter in Gedanken eigene Preise verleiht.

Ich hatte die Arbeiter*innen-klasse oder Schicht sozu-sagen amtlich gewechselt und der Wachstumsschmerz machte sich breit, der Auf-stieg war entzaubert, an-strengend und anscheinend unsichtbar.